

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

### 2. Die Zeit des Tertullian

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

der jüdischen Schriften gegenüber der jungen griechischen Kultur. Er ist also wirklich ein Barbar, und nicht einmal ein ganz ehrlicher, aber man möchte ihn doch nicht missen; ein Mensch von so elementarem Instinkte des Hasses gehört in das Bild der Zeit hinein.

So hebt sich denn eine interessante Persönlichkeit nach der anderen vor uns empor. Aber auch das Heidentum besann sich und ging zu systematischeren Angriffen vor. Auch hier zählen wir bedeutende Persönlichkeiten, und wenn auch keine unter ihnen hinaustragt zur Höhe so mancher christlichen, eines Tertullian und Augustin, so sind ihre Argumente doch so scharf und fein, daß sie bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben.

## 2. Die Zeit Tertullians.

Der bekannte Satz, daß Bücher ihre eigenen Schicksale haben, bestätigt sich in weitester Ausdehnung auch auf dem Gebiete der christlichen Literatur. Eine Anzahl der allerältesten, also auch der wichtigsten Schriften ist uns verloren gegangen, andere haben sich, nachdem man sie lange verloren geglaubt, wie durch ein Wunder wieder entdecken lassen, und bei der großartigen Findertätigkeit der modernen Wissenschaft, die schon die Suche nach alten Büchern zu einer Art Methode ausgestaltet hat, sind die größten Überraschungen noch immer zu erwarten. Nur in einem Falle indessen wird man gut tun, seine Hoffnungen etwas zu beschränken, wenn es sich nämlich um Bücher handelt, die von den Christen selbst nach Kräften der Vergessenheit oder der Vernichtung preisgegeben worden sind. Da haben die Christen mit großem Erfolge und guter Methode gearbeitet. Das gilt einerseits von den häretischen Christen, die sich auch nur zu einem unbedeutenden Teil trotz größerer, neuerer Funde erhalten haben, und zweitens von den Streitschriften gegen das Christentum überhaupt. Von diesen letzteren ist bisher noch keine dem sonst so ertragreichen ägyptischen Boden entstriegen, und meines Erachtens ist auch nicht viel Aussicht darauf, daß dies je geschehen wird. Diese Streitschriften sind uns nun freilich zu einem guten, ja man kann sagen, in ihrem besten Teile durch christliche Gegenschriften, von denen freilich auch manche verloren gegangen, erhalten worden. In ihrem besten, in ihrem interessantesten Teile:

denn es lag den Christen bei ihrer Bekämpfung natürlich besonders daran, die schlimmsten, gefährlichsten Sätze aus ihnen gründlich zu widerlegen. Immerhin aber ist eine solche Erhaltung durch die Zitate der Gegner doch nur fragmentarisch; manches, das uns heute besonders interessieren würde, mag doch bei dieser Polemik unter den Tisch gefallen sein. Gleichwohl wird eins aus den christlichen Gegenschriften ersichtlich: die Gegner haben, wie schon früher (S. 78) bemerkt, zwar oft die Heiden mißverstanden und noch häufiger ihre Argumente nur sehr schwach widerlegt, aber niemals, wie wir es noch kontrollieren können, ihren Wortlaut verdreht oder auch nur leise Umstellungen versucht. Ihre Ehrlichkeit steht also ganz außer Frage.

Auf diese Weise ist uns denn ein guter Teil der berühmten Schrift des Platonikers Celsus gegen das Christentum erhalten. Er nannte sie das „wahre Wort“. Sie galt für so gefährlich, daß noch 60 bis 70 Jahre nach ihrem Erscheinen — sie mag nach der Meinung der besten Kenner zwischen 177 und 180 n. Chr. entstanden sein — der Kirchenvater Origenes sich auf Wunsch eines Freundes entschloß, sie in einem umfangreichen Werke zu bekämpfen. Er hat sich dazu recht wenig Zeit genommen, seine schnell arbeitende Feder setzte sich in Bewegung, ohne daß er selbst einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit dieses Christenfeindes gewonnen hatte. Das zeigt sich besonders in einem Falle. Er hatte irgendwie sich die Meinung gebildet, Celsus sei Epikureer gewesen. Unter dieser Voraussetzung beginnt er seine Gegenschrift. Aber im weiteren Verlaufe seiner Arbeit findet er zu seiner Bewunderung, daß der Feind gar nicht so epikureisch denke, sondern vielmehr dem Platonismus zuneige. Anstatt aber nun seine Schrift noch einmal daraufhin umzugestalten oder durchzusehen, läßt er ruhig stehen, was er unter falscher Voraussetzung geschrieben: die Sache hatte eben Eile und die Arbeit sollte schnell erscheinen. So sind wir denn noch heute imstande, nachzuweisen, daß der christliche Gegner einer verlorenen heidnischen Schrift recht flüchtig gearbeitet hat. Aber auch sonst hat Origenes' Buch zahlreiche Mängel. In mehr als einem Falle fühlt er, daß der Feind gar nicht so unrecht habe, und weiß sich dessen treffenden Argumenten nur mit sehr gewundenen Gegengründen zu entziehen. Um sich zu helfen, sagt er nun bei jeder Gelegenheit, Celsus sei ein Wirrkopf ersten Ranges; aber durch

Origenes selbst haben wir zumeist den besten Gegenbeweis in Händen.

Celsus hatte sich etwas besser auf sein Werk vorbereitet als sein späterer Gegner. Fern davon, den albernen Volksgerüchten über die Vertreter des neuen Glaubens sein Ohr zu leihen, hatte er sich durch gründliche Lektüre der christlichen Bücher, der Bibel, der häretischen Schriften und der Apologien Kunde von der Lehre wie vom Leben der Christen zu verschaffen gewußt. In dieser Rüstung trat er den Gegnern in den Weg. Ihm gilt es vor allem die Wahrheit; seinem kritischen Verstande widersteht das bedingungslose Glauben im Christenlager, der Ruf: prüfe nicht! ist ihm ein Greuel. Denn eben bei einer genauen Prüfung zerfällt dieser Glaube ja in ein Nichts. Und nun begibt sich Celsus, dessen Gedankengang ich hier übrigens nicht wiederherstellen will noch kann, sondern nur ungefähr skizziere, an eine Widerlegung, die man, trotzdem sie auch früher Gesagtes gelegentlich wiederholt, eine entschieden wissenschaftliche nennen muß, weil sie von großen Gesichtspunkten ausgeht; er arbeitet nach einer Methode, die immer wieder von den Gegnern des Christentums befolgt worden ist. Vor allen Dingen muß man, meint Celsus, nicht das Christentum als gesonderte Erscheinung betrachten, sondern ihm seine Stellung innerhalb der Religionen der ganzen Welt zuweisen. Denn es hat Analogien zu anderen Religionen und Kulturen; von dem heidnischen Gotte Asklepios werden ähnliche Dinge wie von Christus erzählt, Mithras und seine Mysterien finden Vergleichspunkte im christlichen Kult, und auch die Jungfrauengeburt ist nichts Originelles, sondern Ähnliches gibt es auch bei den Griechen. Dann aber trenne man doch ja das Alte Testament und das Neue. Das Alte Testament berichtet eine Menge der unfittlichsten Geschichten: wie kann man nur ein solches Buch als Erbauungsbuch ansehen! Dazu verheißt Moses lauter zeitliche Güter, während Christus Liebe und Enthaltbarkeit predigt. Das Törichteste ist nun, diese Geschichten, wie Juden und Christen es vielfach tun, allegorisch zu deuten, das ist ein sehr unsicherer und schwankender Boden, ist nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit. Aber nun nehme man überhaupt einmal das Alte Testament. Wie kindlich ist da doch die Schöpfungsgeschichte, der Bericht über den Sündenfall! Wie kann vor der Erschaffung der Sonne schon von Schöpfungstagen die Rede sein, wie kann Gott ruhen, wie

weiter sprechen, wie endlich fogar Neue über sein Werk empfinden? Dazu wird dem Teufel hier und in dem Neuen Testamente viel zu große Macht über die Welt eingeräumt. Auch braucht Gott gar keine Sintflut für die Menschen; denn alle Elementarereignisse dienen der gesamten Welt, und es ist sehr töricht, wenn die Menschen alles nur auf sich beziehen wollen. Und dieser Gott nun sendet, wie aus einem langen Schlafe erwachend, seinen Geist in einen solchen Winkel der Welt, nach diesem kleinen verachteten Palästina? Er weiß, daß sein Sohn leiden, ja bestraft werden soll, und tut es dennoch trotz dieser Voraussicht? Und wie soll man sich denn den ganzen Vorgang vorstellen? Gott kann sich doch nicht in einen sterblichen Leib verwandeln, es muß doch ein Scheinleib sein, den er annimmt; dann aber ist's doch eine Überlistung der Menschen. Mit den Prophezeiungen aber komme man niemandem. Die Weissagungen des Alten Testaments können ebensogut auf ganz andere Vorgänge passen: es ist alles prophezeit, weil es geschehen ist, nicht geschehen, weil es prophezeit worden. Ist Christus wirklich Gott, so konnte er nicht leiden, so mußte er Unterstützung durch Gott finden; ein Gott ist auch nicht. Dazu steht die Überlieferung von seinem Leben auf recht schwachen Füßen. Seine Genealogie ist falsch, bei der Taufe war niemand zugegen, und von der Auferstehung zeugen nur ein hysterisches Weib und irgendwelche Zaubergenossen. Auch ist es sehr merkwürdig, daß ein echter Gott bei seinem Auftreten gleich so viel Unglauben findet, daß seine Jünger nicht mit ihm, noch für ihn sterben. Kannte der Verräter wie der Leugner Christus als Gott, so hätten sie sich wohl geschaut, so zu handeln, wie sie getan. Und endlich ist ja auch Pilatus für seine That nicht bestraft worden. Aber auch sonst hilft Gott den Christen nicht: berufen sich diese darauf, daß die Schändung eines Götterbildes durch christliche Hand keine Strafe dieses Gottes nach sich ziehe, so gilt dasselbe vom Christengotte, auch er hilft seinen bedrängten Gläubigen nie aus ihren Nöten. So folgt daraus der Schluß, daß, wie Gott den Juden und Christen bisher nicht geholfen hat, auch ein christliches Rom durch ihn keine Unterstützung finden würde. — Alle diese Widersprüche und Halbheiten haben übrigens die Christen selbst gefühlt und vielfach die Thatfachen und Aussprüche der Evangelien umgebogen und ihnen eine andere Form zu geben versucht; andere wieder haben ein kabbalistisches

Mysterientwesen aus dem Christentum entwickelt, kurz, auch die Christen widersprechen sich gleich den heidnischen Sekten, und demzufolge ist die Wahrheit nicht bei ihnen. Es ist eine merkwürdige und allem menschlichen Gedeihen ins Gesicht schlagende Religion: andere Kulte verlangen Reinheit des Herzens, sie rufen die Sünder und Unreinen; sie bilden eine Gesellschaft von heimlichen, ängstlichen Gottesanbetern, die sich vor Dämonen fürchten; entweder, ruft Celsus, gebt die Welt ganz auf, oder ihr nehmt an allem teil, was uns bewegt, also auch an den Übeln.

Diese Argumente, zwar nicht durchweg neu, wie schon bemerkt, aber doch zum großen Teile so scharfsinnig und in gewissem Sinne so unwiderleglich, daß man sie immer wieder benutzt oder erweitert hat, versucht nun Origenes auf seine Weise, oft nicht ohne Geschick, noch häufiger aber durch sehr lahme Gegengründe zu entkräften. Es würde nach dem Gesagten ermüdend wirken, wollte ich hier auch die Entgegnung auf die Polemik einer Einzelbetrachtung unterziehen. Das hat etwas Negatives. Am frischesten wirkt immer die Persönlichkeit, sie bleibt zuletzt das wahrhaft Positive in der Geschichte der Zeiten. Und so wollen wir dem klugen Heiden nun nicht seinen späten Bekämpfer entgegenstellen, sondern einen anderen, gewaltigen Christen, der ihn durch die Kraft seiner Position bei weitem überragt, an die Seite stellen, den großen Kirchenvater Tertullian, dessen Apologie zugleich mit Augustins Schrift vom Staate Gottes das Gewaltigste ist, was diese Schriftstellerei, die Polemik gegen das Heidentum hervorgebracht hat.

Tertullian ist Afrikaner und gehört einer Schule an, die die lateinische Sprache zum Instrumente eines Virtuosen umzuarbeiten suchte. Aber er hat seine Meister durch die Kraft seiner Phantasie und die Blut seiner Seele bei weitem übertroffen. Hören wir, wie ein Kenner des griechischen und lateinischen Stiles ihn charakterisiert: „Von keinem ist die lateinische Sprache auf einen so hohen Grad der Leidenschaftlichkeit gehoben wie von ihm; das Pathos, das Tacitus mit vornehm verhaltener Indignation zurückdämmt, wird bei ihm zu einer alles Widerstrebende mit sich wirbelnden Sturmflut; er hat die hoheitsvolle Ruhe des Tacitus mit der turbulenten Leidenschaftlichkeit und dem pamphletistischen Ton des Juvenal sowie mit der affektierten Dunkelheit des Persius verbunden . . . Es gibt keinen lateinischen

Schriftsteller, bei dem die Sprache in so eminentem Sinne der unmittelbare Ausdruck des inneren Empfindens gewesen wäre . . . Mit einer geradezu beispiellosen Willkür meistert er die Sprache, um sie in die Fesseln seines herrischen Denkens zu zwingen; er ist so recht eigentlich der Typus des christlichen Sprachschöpfers gewesen, aus den gewalttätigen Neuprägungen atmet der Geist eines Mannes, der von dem Glauben durchdrungen war, daß das Christentum als eine neue Größe in die Welt gekommen sei und daher neue Faktoren für seine Ausdrucksweise beanspruchen dürfe."

Wie der Ausdruck, so der Gedanke. Tertullian besitzt als Römer keine besonders tiefgehende Bildung, die Griechen unter den Verteidigern des Christentums, übrigens auch keineswegs gelehrter als der Durchschnitt ihrer Zeit, sind besser unterrichtet als er. Und doch klingt ihre Stimme dünn und matt neben dem gewaltigen Tonfall des Römers. Das beste Zeugnis dafür ist, daß die Griechen Tertullians Schutzrede in ihre Sprache übersetzt haben. Es ist interessant, den Anfang der Justinischen Apologie mit dem der Tertullianischen zu vergleichen. Wie einfach hatte noch der Grieche darauf aufmerksam gemacht, daß man die Christen nicht auf den Namen allein hin verurteilen dürfe, sondern erst eine Untersuchung anstellen müsse. Tertullian findet in der Entwicklung dieses Gedankens immer neue Pointen. Eine Verdammung, sagt er, ohne Untersuchung erweckt den Argwohn bösen Gewissens; nichts ist ungerechter als zu hassen, was man nicht kennt. Eins widerlegt sich durch das andere: die nicht zu kennen, die man haßt, die ungerecht zu hassen, die man nicht kennt. Alle die, welche erkannten, was sie gehaßt haben, hörten auf die christliche Religion zu hassen, d. h. viele Heiden haben sich durch diese Kenntnisaufnahme bekehrt. Die Heiden tun nichts, als daß sie ihre Ignoranz lieben. Rufen die Gegner, nicht deswegen sei das Christentum gut, weil viele sich bekehrt hätten, nicht die Masse ihrer Bekenner zeuge für die Wahrheit der Lehre, so hat das einen gewissen Schein von Berechtigung, aber nun frage man sich, ob jemand, der sich unter vielen Bösen befindet, sich dessen rühmt. An jedem Übelhaften Furcht und Scham. Böse suchen sich herauszureden und zu entschuldigen, verurteilt brechen sie in Klagen aus. Ganz anders die Christen; Scham, Reue, Furcht bleibt ihnen fremd, der Angeklagte ist stolz.

Dieser wuchtigen Einleitung, wenn man ein solch schnelles in die Dinge Hineindringen überhaupt eine Einleitung nennen darf, entsprechen die weiteren Ausführungen. Das Gerichtsverfahren der Römer enthält den schlimmsten Widersinn. Ihr Foltert, ruft Tertullian aus, sonst, um Geständnisse zu erpressen, bei den Christen tut ihr's, damit sie leugnen (vgl. S. 56). Da ihr es nun umgekehrt wie bei sonstigen Verbrechen macht, so sind wir keine Verbrecher. Wenn ich leugne, d. h. lüge, dann glaubt ihr mir. Die Christen gestehen, die Folter ist also sinnlos. — Der Christenname schadet einem guten Rufe. Er ist gut, sagt man von diesem oder jenem, freilich ein Christ; warum nicht gut, weil ein Christ, oder Christ, weil er gut ist? Man muß doch Verborgenes aus Bekanntem erschließen, nicht auf Grund von Unbekanntem Bekanntes im voraus verurtheilen. Andere, die nichts als Lumpen vorher waren, werden unter den Augen der Heiden plötzlich anständig, und man erfährt nun, daß sie Christen seien. Gerade darüber ärgern die Heiden sich aber noch mehr. — Ganz töricht aber ist die Berufung auf die Gesetze und besonders auf die Verfügung, ein Kaiser dürfe nur nach der Befragung des Senates neue Götter einführen. Die Gesetze sind mannigfachem Wandel unterworfen, viele sind ja längst veraltet und daher abgeschafft worden. Vollends haben sich die Kaiser in der Frage nach der Duldung des Christentums wenig um den Senat gekümmert; die guten Kaiser waren stets milde gegen uns, Nero, den die ganze Welt als Bösewicht kennt, war unser erster Feind: das ist doch wohl entscheidend.

Kein anständiger Mensch sollte ferner den albernen Klatsch vom Kindermord und Kannibalismus der Christen verbreiten. Niemals ist je solch ein Kind gefunden worden. Die Fama lebt nur im Lügen, sie stirbt an der Wahrheit. Und nun stelle man sich doch auch die Gräßlichkeit des Kindermordes vor. Sind wir Christen anders organisiert als die Heiden, die vor solchen Taten doch auch Abscheu empfinden? Man denke sich doch einmal den Vorgang aus: soll es wirklich möglich sein, daß der Oberpriester den Neuaufgenommenen auf Kindermord verpflichtet? Beschuldigt nicht uns, sondern haltet Einkehr bei euch selbst, denkt daran, daß seit noch nicht gar langer Zeit Menschenopfer bei euch aufgehört haben.

Dann wendet sich der Autor in breiter Ausführung gegen die Götter und Götzendienste der Griechen und Römer. Dies

Thema war, wie wir wissen, schon so abgenutzt, daß selbst der spitzfindige Tertullian neues darüber nicht zu sagen weiß. Desto marktiger klingt, was der große Mann über die Christen und ihren Gottesdienst spricht. Wir verehren nur den einen Gott, der die Welt geschaffen, zur Zier seiner Würde, der unsichtbar ist, obwohl er sich sehen läßt, unsafßbar, wenn er auch aus Gnade sich darstellt, unschätzbar, wenn er auch von menschlichen Sinnen geschätzt wird. Sollen wir ihn aus seinen Werken, aus dem Zeugnis der Seele selbst erweisen? Die Seele ist zwar von tausend Umständen bedingt, behindert und bedrängt, aber sie kommt doch hier und da zur Erkenntnis. Alle unsere sprichwörtlichen Redensarten beziehen sich auf Gott, wir sagen: Gott geb's, Gott sieh's, Gott befohlen. So bezeugt die Seele, daß sie vom Ursprung an Christin war. Beim Gebete aber sieht man zum Himmel auf, nicht zum Kapitol. — Gott hat uns seinen Willen durch die Schrift, die Propheten kundgetan. Ihnen danke ich meine Bekehrung: das Christenwesen ist ein Werdeprozeß, die Geburt tut nichts dazu. Unsere Prophezeiungen haben sich alle erfüllt, eure Sibyllen sind Lügnerinnen; ein Bücherschrank unserer Propheten besiegt eure ganze Wahrsagerei, unsere Prophetie ist zudem ja auch viel älter als die eurige. Die Erfüllung aller Weissagungen ist Christus; eure eigene Literatur, der Brief des Pilatus an Tiberius — der Apologet benutzt hier eine christliche Fälschung — bezeugt die Vorgänge, die in den Evangelien stehen. Christus hat nicht wie ein römischer König rohes Volk mit Gottheiten beladen, sondern den Gebildeten die Augen geöffnet. Schafft diese Erkenntnis bei den Menschen Besserung, so ist die Religion falsch, die Götzenbilder, Bilder von Toten verehrt.

Alles was bei euch schlecht und falsch ist, das ist der Dämonen Werk. Sie stiften auch wohl einmal Gutes, aber nur zum Scheine. Jeder dieser Geister ist beflügelt, sie erfahren alles. Sie sind's, die die Erfüllung auch heidnischer Weissagungen durch Diebstahl an der Bibel ermöglicht haben, sie machen sich selbst zu Göttern. Stellt einen Besessenen vor das Tribunal: auf den Befehl eines beliebigen Christen zu reden, wird jener Geist sich ebenso gewiß als einen Dämon wahrheitsgemäß bekennen, wie er sich anderstwu lügnerisch für einen Gott ausgibt. Werden aber die Dämonen von Christen über Gott befragt, so bekennen sie den Christengott als den wahren.

Ist hier Tertullian ein Kind seiner aufgeregten Zeit, ja, mehr als das, vielleicht der gläubigste Verfechter des Dämonenwahns in jener Epoche, so ziemt es uns natürlich nicht, ihn dafür zu tadeln. Er gibt nur, freilich verstärkt durch persönlichste Akzente, wieder, was vergangene Zeiten, d. h. gerade die Hellenen geträumt hatten. Und andererseits dürfen wir uns auch wohl fragen, ob denn solcher Aberglaube in unserer Zeit ganz ausgestorben ist. Dazu sorgt Tertullian selbst stets dafür, daß, wenn wir einmal an einer Stelle stocken und den Kopf schütteln, die nächste uns wieder aufwärts reißt. Das gilt denn zunächst von dem gewaltigen Kapitel über die römische Religion und über die Staatsfeindschaft, die man den Christen vorwarf.

Es heißt, sagt er da, die Römer dankten ihre Größe ihrer Frömmigkeit. Was nun diese einfältigen römischen Feld-, Wald- und Wiesengötter ihren Verehrern an Dankeszoll entrichtet haben, das steht doch sehr dahin. Aber eine Anzahl Götter sind doch dann erst eingeführt, als Rom schon mächtiger dastand, d. h. die Frömmigkeit scheint doch nach der Größe gekommen zu sein; die große Einfachheit der religiösen Zustände im alten Rom konnte ja auch noch gar keine Frömmigkeit, d. h. keine intensive Götterverehrung hervorbringen. Nein — und nun erhebt sich der Apologet zu einer Darstellung, die in ganz Rom selten ihresgleichen gefunden — nein, die römische Größe stammt geradeswegs von Roms Gottlosigkeit, von Kriegen, Städtezerstörungen und ähnlichem, überall also daher, wo gegen die Götter gefrevelt wird: jedes römische Siegeszeichen bedeutet eine Heiligtumschändung. Diese Götter also, die von den Feinden aller Religiosität verehrt werden, können keine Götter sein. Nein, Gott ist's, der die Reiche hebt und stürzt, Roms Religiosität, seine Gottesdienste sind jung, sie fallen lange nach den orientalischen Kulte.

Die Dämonen geben nun unseren Gegnern den hinterlistigen, zweideutigen Rat ein, zu opfern und uns unser Teil dabei zu denken (vgl. S. 63). Das ist der richtige Rat der Dämonen; überwunden wie sie durch uns sind, üben sie Vergeltung wie rachsüchtige Sklaven. Sie brechen hervor, wie die Bewohner von Arbeitshäusern und Bergwerken. Das schwerste Ansinnen aber, das man an uns stellt, ist das Opfer für das Wohl des Kaisers. Aber wie könnten wir den Göttern dafür

opfern! Denn die Götterkulte sind ja doch so vielfach abhängig vom Willen der Kaiser; durch das Opfer würden wir also die Kaiser ihren eigenen Werken unterwerfen. Wir machen es anders; wir beten zu Gott für den Kaiser. Der Kaiser weiß und fühlt, in wessen Gewalt er steht; den Himmel kann er nicht bekämpfen. Er ist groß, weil er kleiner als der Himmel ist. Zum Himmel blickend, mit ausgebreiteten Händen, barhäuptig, ohne Mahnung beten wir für den Kaiser, für alles Wohl seiner Person zu dem Gott, der uns das geben kann, uns, die wir für seine Lehre sterben, die wir ihm lebendige Opfer bringen, nicht schäbige, kranke Tiere. So, ruft Tertullian, die Nerven seiner Rhetorik zum höchsten, leidenschaftlichsten Pathos spannend, aus, so mögen uns, bei solchem Gebete eure Instrumente zerreißen, eure Kreuze erhöhen, eure Feuer lecken, eure Schwerter den Hals abschneiden, eure wilden Tiere anspringen . . . das tut . . . foltert uns die Seele beim Gebete für den Kaiser heraus.

Das also ist die Staatsfeindschaft der Christen, daß wir dem Kaiser andere Ehren darbringen. Wir machen den Staat allerdings nicht zur Garküche durch den Opferdampf, wir machen die heidnischen Feste mit all ihrer Buhlerei nicht mit. Aber wir sind treuere Diener des Kaisers als die Nichtchristen. In deren Herzen steht nur immer der neueste spendende Cäsar. Alle Kaisermorde sind von Heiden ausgeführt worden, denselben, die für den Kaiser opferten. Sind nun viele Römer Feinde des Kaisers und behandelt man sie doch als Römer, warum nennt man denn uns, die Freunde der Regierung, Nicht-römer?

Für alle Plagen aber, die über uns durch die Heiden gekommen sind, haben wir niemals Rache genommen, obwohl wir es doch könnten. Denn Waffen stehen uns zu Gebote, und unsere Zahl gestattete uns, ganze Heere aufzustellen, zahlreicher als die der Reichsfeinde. Trotzdem wir erst von gestern stammen, erfüllen wir Städte, Inseln usw. Auch könnten wir ja auswandern: da wäre euer Reich wie ausgestorben.

Wir sind keine Reichsfeinde, denn unser Staat ist die Welt. Unsere Genüsse sind von edlerer Natur, als eure Freuden im Zirkus, Theater und in der Arena. Was kümmert das euch; wenn wir keine Vergnügungen der Art besitzen, so ist das zulezt unser Unglück.

Nachdem der Apologet mit einem Nachdruck und einer überwältigenden Kraft, die selbst durch gelegentliche Spitzfindigkeiten und auch Wiederholungen früherer Argumente kaum vermindert wird, so gesprochen, wie nie jemand vor ihm und kaum Augustinus wieder nach ihm, setzt er nun nach dem negativen Teil seiner Rede mit dem positiven ein; nachdem er gezeigt, was die Christen nicht sind, entwirft er nun ein Bild ihres Lebens. Aber der Standpunkt des Apologeten und das eigene Naturell zwingen auch hier immer wieder dem machtvollen Manne das Schwert in die Hand. Kaum hat er ein Bild von der christlichen Gemeindeverfassung gegeben, von der Liebestätigkeit der Christen untereinander, so stößt er wieder gegen den Feind vor. Ja, ruft er, das stört nun wieder einige. Sieh, wie sie sich lieben, heißt es — natürlich, denn jene hassen sich untereinander — sieh, wie sie füreinander sterben wollen — natürlich, denn sie morden sich. Wir nennen uns Brüder, haben alles gemeinsam außer unseren Frauen: gerade da trennen wir, wo die anderen, diese Ehebrecher, Gemeinschaft haben. Aber gleichwohl geht gegen uns bei jeder Gelegenheit, wenn der Tiber steigt, wenn der Nil nicht steigt, das Geschrei: Mit den Christen vor den Löwen! So? gab es etwa vor Christi Ankunft keine Unglücksfälle, sind nicht gerade der Elementarereignisse vor Christus sehr viel mehr als jetzt gewesen? Ja, verbrannten nicht Sodom und Gomorrha vor der Ankunft der Juden in Palästina? Alle Plagen aber dienen uns zur Mahnung, für euch bedeuten sie eine Strafe. Sind es aber eure Götter, die euch unsertwegen treffen, so sind sie ja recht undankbar und ungerecht gegen euch. —

Wenn nun mancher Grieche unter den Apologeten die Frage gestellt hat, warum man nicht die philosophischen Götterleugner unter den Heiden weiter verfolge, so will Tertullian als der Mann, der keine Vermittelung kennt, davon nichts wissen. Die Philosophen sind alle nur halbe Menschen, ein Christ hat keine Gemeinschaft mit ihnen, an denen allen menschliche Fehler, ja Laster haften. Alter als alle Philosophen ist die Wahrheit, die die Philosophen durch ihren unklaren Skeptizismus wieder ihrer ursprünglichen Einfachheit beraubt haben. Was die Philosophen etwa richtiges haben, das besitzen sie von uns: wir sind der Körper, sie der Schatten. Der Hauptanstoß für euch bleibt aber immer die Auferstehung. Wie kann,

fragt ihr, der Körper aus der aufgelösten Materie wieder erstehen? Denkt da doch an die Zeit vor der Geburt, da wart ihr auch nichts, hattet keine Erinnerung. Du kamst aus dem Nichts, warum kannst du nicht wieder aus dem Nichts erstehen? Alles Wesen der Schöpfung formt sich neu aus dem Untergange, so auch wir. Also, sagt ihr, müssen wir immer sterben, um immer wieder aufzuerstehen? So ist es nicht; erst sind wir sterblich, dann unsterblich. In der Mitte ist eine Grenze, auch für die Welt eine Art Vorhang. Dann erneut sich das Menschengeschlecht zum Gericht. Dann ist kein Tod, kein Wechsel mehr.

Endlich ist unser Tod nur ein neuer Sieg. Eure Grausamkeit ist nur eine Vockspeise, denn trotz der Strafen und Folterqualen werden unser immer mehr. Eure Philosophen raten Standhaftigkeit im Tode an, das sind Wortemacher, wir beweisen durch Taten. Sieht man uns so standhaft, so fragt man unbedingt nach den Gründen dieser Haltung. Wer aber fragt, der tritt uns bei, der will selbst leiden, um Gottes Gnade zu erkaufen. So sind wir denn euren Urteilsprüchen nur dankbar, Welt und Gott streiten sich um uns: ihr verurteilt uns, Gott spricht uns frei. — — —

Es ist kaum ein erhabeneres Schauspiel denkbar als dieses: hier die römische Größe mit ihrem ganzen kaiserlichen Glanze, dort als ihr Gegner wieder ein Römer, ebenfalls ausgerüstet mit allem, was Rom groß gemacht hat, auch er typisch für Rom durch seine Rücksichtslosigkeit, seine unbeugsame Beharrlichkeit, die Konsequenz seiner Darlegung, seinen schonungslosen Rechtsinn. So wird Rom durch einen seiner größten Söhne bekämpft, und wenn bei derartigen Verhandlungen, bei rein geistigen Auseinandersetzungen je ein Ergebnis erzielt werden könnte, so hätte Tertullian ein Resultat gewinnen können, denn in ihm waren wirklich Riesenkräfte tätig.

Seine Wirksamkeit fällt in eine Zeit, die noch viel mehr als das erste Jahrhundert unserer Ära in religiösen Vorstellungen lebte. Wir haben davon schon kurz gesprochen und werden im nächsten und namentlich im letzten Kapitel gelegentlich der Mithrasreligion noch ähnliche Beobachtungen machen und von dem heißen Bemühen jener Menschheit, durch Kasteiung und Selbstqual Reinigung und Sühnung, Frieden mit Gott zu finden Kenntnis nehmen. Hier möchte ich nur ein konkretes Beispiel herausgreifen, das uns vielleicht deutlicher als irgendeine Schilderung

den Geist der Zeit kennen lehrt. Wir stehen in der Epoche des frommen Kaisers Marc Aurelius, der jenes köstliche Büchlein „Selbstbetrachtungen“ geschrieben, in dem er auch von der christlichen Anschauung über den Tod redet. Er hatte einen Feldzug gegen ein Volk an der Donau unternommen. Da kam sein Heer in eine wüste, wasserlose Gegend. Heiß brannte die Sonne, nirgends ein Tropfen Wasser: das Heer wollte erliegen. Da zeigten sich plötzlich Gewitterwolken, die unendliche Gabe strömte hernieder, so daß das Heer sie kaum fassen konnte, ja, der Wolkenbruch überschwemmte sogar verderblich das feindliche Lager. Jetzt vermochte man neugestärkt den Kampf gegen den Feind aufzunehmen, und bald war der Sieg in der Römer Hand. Diese Tatsache, zugleich mit einer anderen, der Vernichtung einer feindlichen Belagerungsmaschine durch einen Blitz, lesen wir nicht sowohl nur in historischen Berichten, als vielmehr auf einem steinernen Monumente, der Marc Aurelsäule der Piazza Colonna in Rom, die auf besondere Veranlassung unseres Kaisers bis ins kleinste photographiert worden ist. Diese Säule zeigt uns das Ereignis mit erwünschter Deutlichkeit. Die Römer ziehen hier also in quadratischer Marschordnung, in der rechten Seite der Feldherr, der hier nicht Marc Aurel ist; da muß der Zug Halt machen. Es tritt offenbar die Naturgewalt hemmend ein. Wir sehen ein Kind sterbend zu Boden stürzen, ein anderes wild darüber springen. Ein Soldat, im oberen Teile, hebt die rechte unbewehrte Hand und das Antlitz zum Himmel empor. Daneben aber trinkt schon ein Krieger sein Roß hinter einem Geschütz, ein anderer trinkt im strömenden Regen, andere wieder wehren dem Elemente mit schützend emporgehobenen Schilden. Weiter rechts sieht man dann die merkwürdige Personifikation des Regengottes, eine Figur von glücklicher Plastik, der aus Haar und Bart, Flügeln und Armen das strömende Raß quillt. Der Erfolg zeigt sich bald. Die eben noch stockende römische Linie gerät, erquickt durch die Wundergabe, wieder in Bewegung. Aber das Schwert allein braucht nicht mehr zu entscheiden: die Barbaren erfaßt der Wasserschwall, in Gebirgsschluchten sieht man Rosse mit dem hier übrigens nicht sichtbar gemachten Elemente ringen oder untersinken, die Feinde, Vornehme und Geringe, liegen tot am Boden, ihre Waffen sieht man an einem Orte zusammengeschwemmt, ganz so, als ob die Wasser sich wieder verlaufen hätten. Alles dies

hat die Säule zwar recht unkünstlerisch, aber doch mit deutlichem Realismus, in einem klaren Nacheinander angegeben: die Römer beten in der Not des Durstes, der Himmel öffnet seine Schleusen, schon wird's dem Heere fast zuviel des Guten, den Feinden jedenfalls. Dieser Realismus bürgt uns auch für die geschichtliche Wahrheit des Vorganges.

Es ist also ein Wunder, das die bildliche Darstellung ohne Kommentar entwickelt, d. h. in diesem Falle ohne den Kaiser in irgendeiner melodramatischen Attitüde, betend, dankend oder sonstwie vorzuführen. Auf der anderen Szene, da wo der Blitz die feindliche Maschine vernichtet, ist der Kaiser allerdings sichtbar, aber mit antiker Einfachheit, die auch durch den höchst plumphen Charakter der Bildwerke bedingt wird, weist er nur mit der Hand auf den niederflammenden Donnerkeil. Wir wissen nun, daß der Kaiser dem Senate in einem Briefe von dem Wunder Kunde gab; den Brief selbst halten wir in ursprünglicher Form nicht mehr in Händen. Denn alle Ursprünglichkeit ist in den historischen Berichten verloren gegangen, das ganze Ereignis, das von der Mitwelt durchweg als ein Wunder betrachtet wurde, hat augenblicklich Heiden und Christen zu wildphantastischen Schilderungen angeregt. Der Heide konnte sich natürlich nicht ohne den Schwall seiner Rhetorik zu ergießen, über das Wunder ergehen und glaubte, es magischen Künsten zuschreiben zu müssen, der Christ sah hierin den Finger Gottes. Aber er ging noch weiter. Er entdeckte, das Regenwunder sei auf das Gebet christlicher Soldaten geschehen, und spann das Märchen aus, der Kaiser habe in seiner Not gehört, in seinem Heere weilten Christen, denen auf ihr Gebet alles zuteil würde. Diese hätten denn nun auch für das Heer gebetet, die Befreiung aus der Not sei eingetreten, und seitdem habe die Legion, in der diese Christen gestanden, den Namen der Donnerlegion erhalten. Dies hat wirklich in einer christlichen Schußschrift gestanden, die dem Kaiser Marc Aurel, dem Zeugen dieses Ereignisses, übergeben werden sollte: so geschäftig war schon die christliche Sage oder Fälschung tätig. Denn wir wissen, daß die sogenannte Donnerlegion, die *legio fulminatrix*, lange vor dem Feldzuge schon diesen Namen führte, daß also die Christen sich eine fast unglaubliche Irreleitung der öffentlichen Meinung erlaubt haben. Sehr bald sind denn auch die Heiden gegen sie aufgetreten und haben erklärt, das Wunder sei nur auf das

Gebet ihres frommen Kaisers in Wirksamkeit getreten. Doch die Christen hatten immer noch nicht genug. Nun ward von ihnen ein wunderlicher Brief des Kaisers an den Senat komponiert, der in überaus phrasenhafter Weise den Bericht über das Ereignis enthält. So ward denn das Wunder immer wieder zwischen den Christen und Heiden hin und her geschoben und bis an die Grenze des Mittelalters in verschiedenartigem Sinne behandelt, bis endlich das Heidentum ausstarb und die Donnerslegion ungehinderten Schrittes durch die Jahrhunderte marschieren konnte. Unsere Zeit hat ihr den Glorienschimmer genommen, die Fälschung der Christen liegt klar vor Augen. Aber sie ist trotz ihrer Naivität viel milder zu beurtheilen als so manche andere, die wir schon kennen gelernt haben. Alle Welt war ja überzeugt, daß der fromme Kaiser mit seinem Heere durch ein Wunder gerettet worden sei. Ein Wunder konnte in den Augen der Christen nur durch Gott geschehen, und da Gott doch schwerlich einem heidnischen Heere und einem christenfeindlichen Imperator durch sein Eingreifen geholfen hätte, so mußte es um der Christen willen, d. h. auf das Gebet christlicher Soldaten hin geschehen sein. In Augenblickes Schnelle entstand, wie bemerkt, diese wunderfame Mär und mußte nach dem Naturgesetze der Legende sich weiter kräftig entwickelnd neue Fälschung nach sich ziehen. Die Erzählung in dieser Form selbst hatte ja einen doppelten Nutzen: sie zeigte nicht nur die Größe des Christengottes, sondern war auch darauf berechnet, die Anklagen der Gegner zu entwaffnen. Die Christen waren somit keine Feinde des Römerstaates, sie sprachen für sein Heil heiße, wunderkräftige Gebete, sie entzogen sich auch nicht der Dienstpflicht. Es galt dabei den Verfechtern des christlichen Glaubens ganz gleich, ob sie selbst und andere ihrer Sittenlehrer das Soldatenhandwerk für den Christen nicht geziemend fanden: gedacht wird in dem leidenschaftlichen Streite des zweiten Jahrhunderts überhaupt oft recht wenig gründlich.

Aber auch die Gegner machen sich dieses Fehlers schuldig, denn auch der heidnische Wunderglaube jener Epoche ist uns bekannt. Die Zeiten des absoluten Skeptizismus sind für die Griechen und Römer vorbei, seine Waffen braucht man nur im Kampfe gegen die Christen, aber sonst ist man ebenso wundergläubig wie diese. So sehr jedoch eine solche Empfänglichkeit dem Christentume nützen mußte, so schwach machte es

die Stellung des Heidentums. Es ist doch ein Zeichen des Alters, wenn man den früheren Glauben mit den kräftigsten und ernstesten Gründen abgetan hat und dann wieder auf die ältesten Geschichten, Orakel, Träume, Vorbedeutungen, Erweckungen zurückkommt. Wir dürfen ja sicher nicht gering von einer Zeit denken, die solche Bedürfnisse des Innenlebens hatte, die sich so verzweifelt nach dem Frieden der Seele sehnte, aber ein trauriger Anblick bleibt dies Chaos doch. Es war ein ganz natürlicher Prozeß, daß das Christentum dieses Wunderwesen auffog, denn am Eingange seiner Religion stand ebenfalls das Wunder und wird das Wunder stehen bleiben, mit welchem Augenmaße auch immer wir sein Wesen betrachten werden.

### 3. Die Zeit Augustins.

Das dritte Jahrhundert n. Chr., in dem sich allmählich der politische Sieg des Christentums vorbereitet, ist eine der furchtbarsten Zeiten gewesen, die das Abendland, damals also die Welt des Mittelmeeres durchgemacht hat. Alles scheint zu wanken, nirgends ein fester Halt. Der Osten und der Norden waffnen sich in gleicher Weise wider Rom; immer wieder rennen die Perser, die nach langer Ruhe mit orientalischer Schnelligkeit unter gewaltigen Despoten ein machtvolles Reich aufführen und bis ins siebente Jahrhundert auf seiner Höhe halten, gegen die römischen Ostprovinzen an, germanische Völkerfluten durchwogen das Reich, die Provinzen werden unsicher, die Soldateska wirft bald diesen, bald jenen wilden Hauptmann auf den Thron der Cäsaren, den nur wenige starke und zielbewußte Charaktere einige Zeit behaupten können. Es ist ein allgemeines Chaos, in dem alles wüster Barbarei zu erliegen droht. Alle römische Kraft, alle griechische Bildung und Sitte, alles, was der Mittelmeerwelt ihren Charakter verlieh, scheint sich verlieren zu wollen, im Strudel unterzugehen. Aber was Jahrhunderte mühsam aufgeführt haben, das kann doch nicht so schnell in sich zusammenbrechen, und nach Jahrzehnten des Glends siegt noch einmal wieder der alte große Staatsgedanke Roms. Wie Augustus nach den Bürgerkriegen, so eint Konstantin, nach ungleich größerer Not der Zeit ein ungleich größerer Mann, das Reich in seiner Person, eine eiskalte, klare, dämonisch die Zeit erkennende, beherrschende, auf viele Jahrhunderte bestim-